NEW YORK TIMES / REDUX / LAIF

Schachtalent Fischer 1957*
Manisches Genie

PSYCHOLOGIE

Gefallener Held

War der legendäre Schachgroßmeister Bobby Fischer wirklich geisteskrank? Ein US-Psychologe wagt eine postume Diagnose.

Am Tag der Anschläge vom 11. September 2001 meldete sich Bobby Fischer mit einer verstörenden Botschaft zu Wort: „Halleluja, das ist ein wundervoller Tag!“, kommentierte der frühere Schachweltmeister in einem Radiointerview den Terrorangriff.

Die Tirade gegen sein Heimatland stellte den vorläufigen Tiefpunkt seines Absturzes dar. Nach einhelliger Meinung hätte der hochbegabte Amerikaner das Zeug gehabt, zum Superstar aufzusteigen. Warum also endete er als tragische Figur?

Im Januar 2008 starb Fischer mit gerade mal 64 Jahren in seinem Exil im isländischen Reykjavík. Mit grauem Zauselbart und struppigem Schopf erweckte er kurz vor seinem Tod häufig den Eindruck, er habe im Straßengraben übernachtet.

Drei Jahre nach seinem Ableben arbeiten sich die Exegeten an dem gefallenen Helden ab: Eine soeben in den USA veröffentlichte Biografie unternimmt den Versuch, das Geheimnis des skurrilen Schachtriumphators zu lüften. Und der US-Sender HBO will im Sommer einen Dokumentarfilm über Fischer zeigen.

Den größten Erkenntnisgewinn verspricht allerdings ein Aufsatz des Psychologen Joseph Ponterotto von der New Yorker Fordham University, der jetzt in dem US-Wissenschaftsmagazin „Miller-McCune“ als „psychologische Autopsie“ veröffentlicht wurde. Nach eingehender Analyse hat der Wissenschaftler bei Fischer „eine Geisteskrankheit, die anscheinend niemals genau diagnostiziert oder behandelt wurde“, ausgemacht – Ponterotto attestiert dem Patienten eine paranoide Persönlichkeitsstörung.

Lange rätselten die Auguren, ob die wiederholten Ausfälle des Schachgenies bloße Exzentrik waren oder doch tatsächlich Ausdruck eines kranken Geistes. Fischer zermürbte Gegner mit Beschwerden über zu grelles Licht, zu lautes Gehüstel im Publikum oder eine Tischplatte, die nach seiner Ansicht um einige Millimeter zu hoch montiert worden war.

In jungen Jahren kam es zu unkontrollierten Zornesausbrüchen. Einen Schachkollegen biss der Wüterich so heftig in den Arm, dass Fischers Zahnabdruck auf der Haut seines Opfers noch Jahre später zu sehen war. Hinzu kamen in späteren Jahren antisemitische Hetzreden.

ZUMA PRESS / ACTION PRESS

Exilant Fischer 2005*
Tiraden gegen sein Heimatland

Bisher wurde unter anderem spekuliert, der aus der Rolle gefallene Genius habe am Asperger-Syndrom gelitten – einer Form des Autismus. Ponterotto unterzog nun erstmals auch Fischers Familie einem forschenden Blick. Insbesondere die psychische Disposition der Mutter ist gut dokumentiert. Nach ihrem Tod 1997 gab das FBI auf Anforderung eine umfassende Akte zur Einsicht frei.

Als ehemalige Medizinstudentin in Moskau war die jüdische Einwanderin Regina Fischer der amerikanischen Polizeibehörde suspekt. Zwar fand das FBI keine Anhaltspunkte für Spionage; doch wird die alleinerziehende Frau in den Akten im Sprachstil der damaligen Zeit „als paranoide und querulatorische Persönlichkeit“ charakterisiert. Womöglich hatte Fischers Mutter sogar Grund zur Paranoia: Ab 1942 stand sie für drei Jahrzehnte unentwegt unter Beobachtung des FBI.

Die Unterlagen des FBI legen auch nahe, dass der leibliche Vater der Schachlegende nicht der deutsche Biophysiker Hans Gerhardt Fischer war, sondern der aus Ungarn stammende Physiker Paul Nemenyi. Auch Fischers mutmaßlicher Erzeuger pflegte offenbar rätselhafte Allüren: Nemenyi wird als hochintelligenter, aber eigenbrötlerischer Zwangscharakter beschrieben, dessen Schlafanzug häufig unter der Arbeitskleidung hervorlugte.

Wegen seiner manischen Schachbegeisterung schickte die Mutter ihren jugendlichen Sohn Bobby einige Male zum Psychologen – ohne Erfolg. So befinden sich die Experten nach Ansicht Ponterettos denn auch in einer Zwickmühle: Wie soll man den Hochbegabten helfen, ohne ihre Genialität zu schmälern?

Auch andere Talente steckten in ähnlichen Nöten, urteilt der Analytiker; Bobby Fischers Lebenslauf bebildere beispielhaft das Dilemma brillanter Nachwuchskönner: „Selbst ungehöriges Verhalten von Wunderkindern wird hingenommen, denn Erwachsene wollen der Entwicklung eines künftigen Superstars nicht im Wege stehen.“

Doch wie lässt sich verhindern, dass Überflieger wie Fischer zu egomanischen Monstern werden? Die beste Therapie für labile Wunderkinder sei eine intensive Betreuung, am besten durch ein gereiftes Ebenbild, empfiehlt der Psychologe. Als Beispiel einer gelungenen Sozialisierung verweist Ponterotto auf den singenden Teenager Justin Bieber. Der Senkrechtstarter erkor sich den doppelt so alten Musikerkollegen Usher zum Mentor.

Offenbar hat die Therapie angeschlagen: Bieber ist nett zu Mädchen und geht mit seiner Mutter einkaufen. Bleibt nur eine Frage: Ist Justin Bieber eigentlich ein Genie?

FRANK THADEUSZ

* Oben: als 14-Jähriger; unten: bei seiner Ankunft in der isländischen Hauptstadt Reykjavík.